

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 24



Am Viktualienmarkt in München

Anton Höchl

Bilanz eines Tages

Von Siegfried von Vegesack

Wenn du das Licht ausgedreht,
und die Nacht, die unerträglich, vor dir steht
und Rechenhaft fordert: was hast du vollbracht,
was hast du getan
mit der Zeit, der unwiderbringlich verlorenen Zeit?
Dann versinkt ohne Strauch,
leer und ohne Gewicht der Kahn
des Tages im unergründlichen Meer der Ewigkeit.

Wohl hast du allerlei Dinge getrieben,
diktierst, telefonierst, einige Briefe unterschreiben,
hast im Büro gefressen,
eine Besprechung gehabt, mit einem wichtigsten Mann zu Mittag gegessen,
vielleicht auch mit einer schönen Frau...

Aber nur am Tag kannst du dich damit betrogen.
Die Nacht
ist genau:

sie läßt sich nicht belügen.

Jetzt, im Dunkel, ohne das Blendwerk des Lichts:
was hast du vollbracht?

Nichts.

Nichts vollendet und nichts begonnen.

Der Tag ist wie Wasser zwischen deinen leeren Händen zerfallen.
Nichts ist geblieben.

Und vielleicht wird nur eine kleine Last deinem Konto gutgeschrieben:
daß du einen Arbeitelosen für zwanzig Pfennig Streichhölzer abge-
nommen.

Aber das tatest du ja nur, um mit gutem Gewissen an ihn vorbei-
zukommen,

an diesem dunklen, quälenden Schatten, der dich bedroht,
dich vernichtet,
der dich anklagt, wie die Nacht, und wie der Tod
dich richtet.

IM SCHLAF GEGEBEN

VON WILHELM WELDIN

Ronny Cotthell war der leidenschaftlichste und überzeugteste Schläfer,
der je von sechs Tagen der Woche fünfmal zu spät ins Büro kam.

Das Merkwürdige dabei war, daß Ronny in der Blüte seiner Jahre
stand und sich einer robusten Gesundheit erfreute. Statistiker hätten
unschwer errechnen können, daß er von den fünfundsiebenzig Jahren
seines Lebens wahrscheinlich bloß zwei Jahre gearbeitet, drei Jahre
über unüberwindliche Müdigkeit geklagt und den Rest verschlafen hatte.

Dabei er dennoch überhaupt letzte, war ein Phänomen.

Es war nur dadurch möglich, daß er manche geschäftlichen Angelegen-
heiten so lange verschleifte, bis sich herausstellte, daß sie faul waren,
was ihn in den Bereich einer treffsicheren kaufmännischen Begabung
brachte. Ein glücklicher Börsencoup, der dadurch zustande kam, daß
er den Ankauf seiner Bank verschleifte und ein Papier, dessen sofortigen
Verkauf man ihm nahelegen wollte, wider alle Erwartung in schwin-
delnde Höhen stieg, während er gerade träumte, daß er im Nachhinein
auf dem Petron der Charing Cross Station stand und von drei Poli-
zisten, einer Beilenschlange und seiner Lante Ulula mit einem Regen-
schirm verfolgt wurde, ermöglichte es ihm, süßerhin auch die kurze
tägliche Zeitpausen, die er sonst im Büro durchwacht hatte, der gefunden
und köstlichen Betätigung des Schlafes zu widmen.

Seiner schlief er statt in seinem Bürocouch auf Bordstühlen von
Vergnügungsdampfern, in luxuriösen Riviera-Betten und im Sand-
faßbänkel internationaler Erbdbäder. Er hatte das höchste Ziel seines
Lebens erreicht, nämlich ungestört schlafen zu können, und wäre für alle
Zeiten reflos glücklich gewesen, wenn nicht ein unerwartliches Schicksal
in ihm die Flamme einer leidenschaftlichen Liebe zu dem Mädchen im
gelben Badetrikot entfacht hätte.

Es kam wie alle Schicksalsgeschläge plötzlich und rief ihn buchstäblich
aus allen Träumen.

Er lag am Strand von Clacton in einem bequemen, blaugestreiften
Liegestuhl und schlief. Eine schlankte Elise in einem Badetrikot tänzelte

durch seine Träume immer näher an ihn heran, bis sie auf seiner rechten
großen Zehe zu stehen kam, wobei sich herausstellte, daß sie ein Gewicht
von mindestens 30 Kilo hatte. Mit einem leisen Wehstöhnen rief Ronny
die Augen auf und wußte einen Augenblick nicht, ob er wach war oder
träumte. Auf seiner Zehe stand tatsächlich ein elfensart schlankes Mäd-
chen in einem gelben Badetrikot, nur wandte es ihm zum Unterschied
von der Traumerscheinung den Rücken zu und betrachtete verkommen
die heranrollenden Wellen.

„Hallo!“ sagte Ronny. „Stehen Sie gut auf meiner Zehe?“

„Oh, vergehen Sie!“ rief das Mädchen, sich unwendend, und Ronny
sah zu seinem größten Erstaunen, daß es tatsächlich der Elise seiner
Träume nicht unähnlich war.

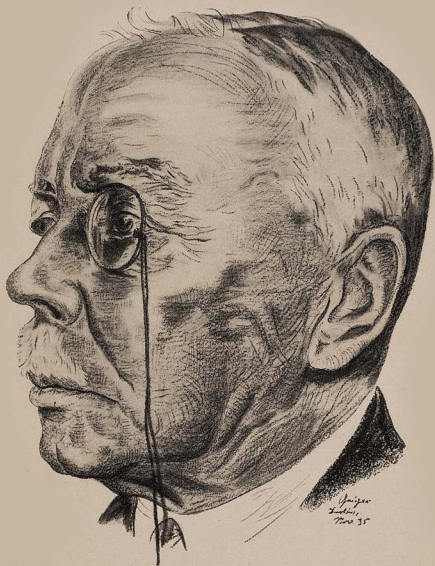
„Bitte steigen Sie nur ruhig wieder auf meine Zehe“, sagte er liebens-
würdig. „Ich würde alles tun, um Ihnen eine kleine Freude zu
bereiten.“

Das Mädchen emstete ihn interessiert. Es war etwa zwanzig Jahre
alt, außerordentlich hübsch und hatte einen herausfordernden kleinen
roten Mund, der beim Lächeln zwei Reihen blendend weißer Zähne
enthüllte.

„Das ist höchlich nett von Ihnen“, sagte sie. „Aber offen gestanden,
wäre mir ein Liegestuhl lieber. Ich bin direkt auf der Jagd nach einem.“

Ronny war mit einem Male wacher denn wach. Ohne schonenden
Übergang erfuhr er an sich, was die Liebe — und noch dazu die Liebe
auf den ersten Blick — aus einem ausgereichten Mann machen kann.
Mit einer blitzartigen Schnelligkeit, die er sich nie zugetraut hätte, ver-
wandelte er sich der Reihe nach in ein Wiebel, einen Lastträger und
einen routinierten Aufsteiler von Liegestühlen.

Von diesem Augenblick an begann für Ronny die schwerste Zeit
seines Lebens. Er schleppte lastlos Liegestühle, Bademäntel, Sonnen-
schirme, Photopaparate und Handtäschchen hinter dem Mädchen her;
er besorgte in kurzen Intervallen von fünf zu fünf Minuten Zigaretten,



Exz. Generaloberst von Seeckt

Willi Geiger

Eis, Pralines, Obst, Erfrischungsgetränke und wieder Zigaretten, Eis und Pralines; er stülpte sein Behörn um, wie das Cadfütter einer Hofentafel und trank alles an alten Weinen und verstaubten Anecdotes heraus, was er in den letzten zehn Jahren in seinem Gedächtnis aufgestapelt hatte. Wenn bei diesem kalten Leben je jemand zum Schlafen kam, so war es das Mädchen. Ihr wassergerolltes blondes Lockenhaupt an der Brust, sah Ronny dann stundenlang regungslos in der Stellung einer Laoloon-Gruppe, um ihren zarten Schlummer nicht zu stören. Acht Tage hielt er das aus, dann brach er zusammen.

Sie saßen nach dem Mittagessen in ihren Vinschüßeln am Strand und auf einmal besiel ihn die ganze aufgelaute Müdigkeit mit einer solchen Wucht, als hätte er eine Woche ununterbrochen Holz gehackt. Und während das Mädchen lebhaft und angeregt reizende Kindheits-erinnerungen erzählte, sah er sich plötzlich, von einem riesigen, zähne-

fletschenden Traum-Hund verfolgt, auf einem haardünnen Telegraphen-draht über einen schwindelnden Abgrund balancieren.

„Ich habe so einen schrecklichen Dues!“ sagte das Mädchen, mit wohllicher Sprunghaftigkeit von seiner Erzählung jäh abschwenkend. „Wollen Sie so gut sein, mir ein paar Birnen zu besorgen?“

„Stellen Sie den Eierbecher nicht auf die Telegraphenflange!“ rief Ronny gequält, mit einem beschwörenden Unterton. „Nicht auf die Telegraphenflange!“

Das Mädchen wandte sich ihm mit einer kleinen, erschaunten Falte in der Stirn zu und entdeckte, daß er im Schlaf redete.

„Sie haben also die ganze Zeit geschlafen!“ sagte es spitz, ihn an der Schulter rüttelnd.

„Sie sollen den Eierbecher nicht auf die Telegraphenflange stellen!“ wiederholte Ronny, diesmal drohend und sackte tiefer in sich zusammen.



Bayerische Voralpenlandschaft

Karl Bösenroth

Als er nach einer Weile aus düsternen Träumen erwachte, fand er den Liegestuhl neben sich leer. Erst nach langen Suchen sah er das Mädchen am entferntesten Ende des Strandes wieder, aber nicht mehr allein. Zugleich mit ihr trat Jeff Mottley, die Verkaufskanone, in sein Leben.

Jeff Mottley war ein junger Mann von jenem Typus, wie sie aus Plakaten und Anzeigen auf uns zutreten und erklären, daß sie es durch den dreiwöchigen Fernkurs in Selbstkultivierung, persönlichen Magnetismus und Radelkunst zu dem gebracht haben, was sie sind. Er hatte sich den ehrenden Titel einer „Verkaufskanone“ dadurch erworben, daß er sechs Millionen Menschen durch Rede und Schrift zum Tragen von Gummiabfäßen bereitet hatte. Er war das gerade Gegenteil von Konny und redete ihn einfach in Stücke.

Bereits am nächsten Vormittag trieb Jeff Mottley, ohne viel zu

fragen, seinen Liegestuhl als Keil zwischen Konny und das Mädchen und bald geschah es immer häufiger, daß Konny, wenn er, durch den ungeheuren Niederdruck der Verkaufskanone ermüdet, eingeschlafen war, beim Erwachen die beiden Liegestühle neben sich leer fand.

Nun hatte er genügend Zeit zu schlafen, aber — so seltsam können sich Menschen wandeln — zum erstenmal in seinem Leben freute ihn das nicht mehr. Sein sehnsüchtigster Traum war es jetzt, in Gesellschaft zu schlafen. Liegestuhl an Liegestuhl mit einem Mädchen in einem gelben Badetrikot.

„Wären Sie bereit, mich zu heiraten?“ fragte er das Mädchen, als die Verkaufskanone einmal ausnahmsweise für einige Minuten von der Bildfläche verschwunden war, ein merkliches Loch in der Luft hinter sich zurücklassend. Es war sein letzter Trumpf und er verpuffte völlig wirkungslos.

„Sie...?“ lachte ihm das Mädchen geradezu ins Gesicht. „Ebenso gut könnte ich mit einem Schlafrock ansetzen und ihn Konny kaufen!“ Und dann kam die Kiste.

„Wir übersiedeln morgen auf einen anderen Platz“, sagte die Verkaufskanone. „In schlössrige Atmosphäre.“

„Jeff ist nämlich so tatkräftig“, bemerkte das Mädchen mit einem bewundernden Augenaufschlag. „Ich hoffe, Sie werden uns nicht verlassen?“

Nun gibt es auch für den Wirt im Staub eine Grenze des Erträglich. Etwas schäumte in Konny auf. Fast vierzehn Tage hatte er leidend Liegefühle von einem Ende des Strandes zum anderen geschleppt, hatte Eis, Pralinen, Zigaretten und tausend andere Nichtigkeiten im Tempo eines Stofettenläufers nach allen Richtungen der Winde befördert und was war der Erfolg? Daß irgendeine geliebte Verkaufskanone daherkam und die zähe Arbeit von zwei Wochen binnen wenigen Tagen zunichte machte.

„Nicht im mindesten“, sagte er. „Tatkräftige Leute sind mir ein Greuel. Und Leute, die sich mit ihnen einklassen, noch mehr. Bitte, lassen Sie sich nur nicht aufhalten!“

Kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, als ihn eine wunderbare Erleichterung überkam. Es war ihm, wie wenn eine Zentnerlast von seiner Brust genommen wäre. Eine sanfte Gelächter war in allen seinen Gliedern, eine gottvolle Müdigkeit kroch langsam durch seine Nervenbahnen und ehe das Mädchen noch antworten konnte, sank er in den seligsten Schlaf, den Schlaf des Vergessens. Als er nach langer, langer Zeit durch ein vages Störungsgeräusch erwachte, war er der Meinung, es seien noch die guten alten Zeiten vor dem Auftauchen der Verkaufskanone und das Mädchen wäre durch keinen eingeteilten Liegestuhl von ihm getrennt.

„Was für einen komischen Traum ich hatte!“ sagte er, benommen die Augen öffnend. „Eine Eule mit einem Monokel im Auge —“

Und dann bemerkte er, daß das Mädchen vor ihm stand und schluchzend auf ihn einsprach.

„Gütiger Himmel!“ rief er. „Was ist denn passiert?“

„Gestohlen ist es worden...“ schluchzte das Mädchen. „Das Handtäschchen mit dem ganzen Geld und der Diamantuhr meiner Mutter. Ich hatte es für einen Augenblick in den Sand gelegt und schon war es weg. Jeff hatte natürlich gleich auf den kleinen schwarzen Mann einen Verdacht gehabt, denn Jeff ist so ein scharfer Beobachter

und sieht wirklich alles! Aber leider wurde bei dem Mann nichts gefunden. Jeff war wunderbar, w-a-n-d-e-r-b-a-r! Er ist so eine Hölse in allen Dingen! Eben jetzt verhandelt er mit der Polizei. Oh, warum war ich nur so unvorsichtig!“

Unendliches Mitleid schwellte Konnys Herz. Die Sonne hatte die ganze Zeit auf ihn niedergebrannt und vor Aufregung traten dicke Schweißtropfen auf seine Stirn. Mechanisch griff er nach seinem Handtuch, das neben ihm im Sand lag, in der Absicht, sich die Stirn abzutrocknen und im nächsten Augenblick traten seine Augen vor Verwunderung förmlich aus den Höhlen. Unter dem Handtuch lag, von niemand bemerkt, die vielgeachtete Tasche und aus ihrem geöffneten Spalt lagte, halb in den Sand gerutscht, die Diamantuhr hervor.

„Nanu!“ murmelte er. „Das ist doch — —“

Er hatte keine Ahnung, was eigentlich wirklich geschehen war. Die Erzählung des Mädchens hatte er, noch traumbehangen, nur halb verstanden. Er wußte nicht, daß er eine Stunde geschlafen hatte, während der ganze Strand in heller Aufregung war. Er wußte nicht, daß der Dieb, als er den durchdringenden, von persönlichem Magnetismus triefenden Blick der Verkaufskanone mißtrauisch auf sich gerichtet sah, die Tasche schnell unter Konnys Handtuch versteckt hatte. Aber er war jetzt hundertprozentig wach und er war nicht auf den Kopf gefallen.

„Hier ist!“ sagte er, mit schlächter Bescheidenheit dem Mädchen die Tasche überreichend.

„Aber — —!“ rief das Mädchen, einen Freudenstreich ausstehend. „Das — —! Wie — —?“

„Ein wenig Beobachtungsgabe...“ sagte Konny beziehungslos. „Die Fähigkeit, alles zu sehen... Der richtige Griff im richtigen Augenblick.“

Das Mädchen sah ihn eine Minute schweigend an. Eine große Offenbarung kam über sie. Das war der Mann, wie ihn sich alle Frauen wünschten. Ein Fels im Meer. Umsichtig. Verlässlich. Einer jener starken, schweigenden Männer, die handeln statt zu reden, nicht eine herumjuchsende, großmäulige Verkaufskanone. Er hatte den Dieb beobachtet, die Tasche an sich gebracht und dann in aller Ruhe weitergeschlafen. Das war Großes!

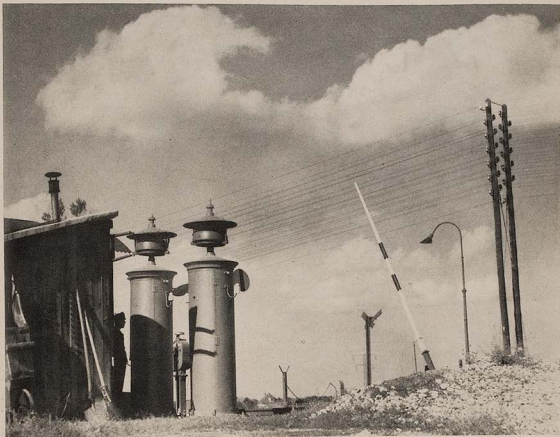
„Konny“, sagte sie, ihm um den Hals fallend und ihm einen Kuß gebend. „Ich glaube, ich werde dich heiraten!“

„Das ist die vernünftigste Idee, die du je gehabt hast, mein Kind“, sagte Konny und einschummerte, von einem nie gekannten Glücksgefühl erfasst, sanft in ihren Armen.



Flußlandschaft

Adolf Jutz



Bahnübergang

v. Riedemann, phot.

ABSCHIED

Erzählung von Gert Lynch

Mit dumpfem Knall wurden die Türen des Möbelsregens geschlossen. Dann rollte er langsam davon, weit fort nach einer fremden Stadt.

Zum letzten Male stieg Schütterling hinauf in das große Atelier, wo er so viele Jahre gelebt und gemalt hatte. Sein Schritt klang laut und hohl durch den leeren Raum. Das kahle, mächtige Nordfenster, das sonst voller Pflanzen gewesen war, starrte auf nackte, nüchterne Wände. Die Stellen, wo die Bilder gehangen hatten, hoben sich scharf von der Lärmbühne ab. Das dicke Ofenrohr sah wie eine häßliche schwarze Riesenraupe aus.

Schütterling trat zum Fenster und nahm Abschied von der Stadt, die ihn eine gewisse Heimat geworden war. Der Dunst der Dämmung lag auf den Wänden, und das Geviere der Kiste schmolz zu einer einzigen grauen Ebene zusammen, aus der die roten Lampen des fernen Chalkidiki herausstrahlten.

Unten im Brauereigarten, wo die Kastanien gelbten und das Laub auf den Tischen lag, jagte eine Nage einem wirbelnden Blatt nach.

Schütterling stand, schaute und sann, bis es dunkel wurde und allenthalben die Lichter aufglommen. Da wandte er sich ab und erinnerte sich, daß noch etwas zu erledigen war. Eine letzte Pflicht hatte er noch, ehe er das Atelier und die Stadt für immer verließ.

Da die Lampen abgeschraubt waren, suchte er unter den Abfällen eine Kerzenstummel heraus, zündete ihn an und stellte ihn auf das Ofenblech. Dann setzte er sich mit untergeschlagenen Füßen davor, griff nach der Pappschachtel neben dem Ofen und öffnete sie. Sie war bis an den Rand mit Briefen gefüllt. Zarte, lavendelblaue Briefe, die alle die gleiche zierliche Handschrift trugen und einen leisen Duft ausströmten, den Schütterling mit geweiteten Nüstern einsoß. Briefe, die von der glücklichsten Zeit seines Lebens zeugten und eine lichte Zukunft verheißen hatten.

Etwas Feierliches kam über Schütterling. Er faltete jeden einzelnen Brief auseinander, bauschte ihn auf und legte ihn auf den Ofenrost. Einmal fand er ein bleiches vierblättriges Kleeblatt zwischen den Seiten, dort ein dürrer Bergfameinisch. Als er auf eine Haartüte mit seidenen Schleifen stieß, zögerte er. Doch dann schüttelte er den Kopf und ließ auch dieses Angebinde im Ofen verschwinden.

Die Kerze, vor der er hantierte, flackerte unruhig, und die Schatten huschten wie schwarze versörte Vögel über Decke und Wände. Im Kamin sang der Wind auf einem hohen, gequälten Ton, und auf die Scheiben des schrägen Fensters klatschten einige dicke Tropfen.

Schütterling knüllte den letzten Brief zusammen und stopfte ihn in den Ofen. Dann nahm er die brennende Kerze, warf sie in den Papierhaufen, schlang die Arme um seine Knie und sah in den entflammenden Brand.

Ein Dehnen, Strecken und Knüften ging durch die Beife. Rauchspiralen pufften hervor. Eine kleine blaue Junge liefte hindurch und schmierte sich an die Knäuel und Bäufche. Gelbe und braune Kreisläufer entstanden, wuchsen und blähten sich auf, und schließlich sprang eine wabernde Flamme empor und hüllte alles in ihren Mantel. Und die Beife begannen zu glühen und wurden lebendig, bogen und wanden sich, bäumten sich auf und umschlangen sich, wiperten und tuschelten all ihre Heimlichkeiten und rollten heißes Geschrei auf. Mohndamen lösten wie Abendrot aus großen, ersten Kreisen hervor. Ein schwarzer Zug bewegte sich langsam zwischen Hügeln und Schlingenspielen entlang. Kreuze überschritten sich, und die Glocken läuteten. Weiße Tauben flogen über frisch aufgeworfene Muttererde. Eine Truhe wurde an Seilen hinabgelassen. Ein paar Schollen polsterten plump auf das Tannenholz, und hinterdrein fielen acht dunkle Kisten. Eine getragene Stämme erklang und sprach von Trost und ewigem Frieden. Edle Kräuter wurden geräuchert. Ein Lied schwang über die Grube, verwachte hinter den Lebensbäumen und hinterließ laulende Stille.

Die kohlenden Beife schumpften, stützten zusammen und versanken zu Asche, und in der Asche flammte ein letztes bengalisches Rot auf, so wie es am Schluß großer Ereignisse zur Erhellung des Hintergrundes geröthlich abtrent. Und als alles zu Ende war, begann die Sperr der Beife weislich zu schimmern, ähnlich dem Märzstaub, wenn der Winter vorüber ist und der Frühling noch nicht begonnen hat.

Schütterling stand schmerzhaftig auf und tastete sich hinaus. Dann liebkoste er die Schlüssel ab und begab sich zur Bahn.

Bauernhochzeit

Von Niels P. Christensen

Die Bauern aus dem Dorf waren böse auf mich. Es war besser, man machte einen großen Umweg um das Dorf, denn die Bauern waren so böse, daß sie mich sicher furchtbar verdroßen hätten, wenn ich ihnen unter die Finger geraten wäre. Und alles nur wegen einer kleinen Geschichte im „Tagblatt“.

Nun ja, ich hatte mich ein bißchen lustig gemacht über das Dorf. In der Geschichte, versteht sich. Aber deswegen beachtete man doch nicht gleich böse zu werden, das war doch lächerlich, da mußten mir ja Gott weiß wer alle böse sein, über die ich mal eine Geschichte geschrieben hatte. Das bringt nun enal der Bezug so mit sich. Schließlich sind wie ja auch dem Bauern nicht böse, wenn er das Korn mähst, obgleich es doch viel häßlicher aussieht, wenn es noch auf dem Felde steht.

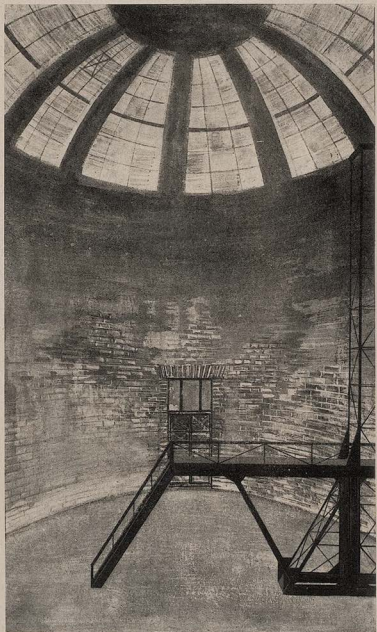
Unsere Aufwartefrau, die Witwe Högner, hatte zum Glück einen Vetter im Dorf wohnen, und als ich ihr mein Leid geklagt hatte, daß es doch entsetzlich wäre, immer einen Umweg um das Dorf machen zu müssen, und als ich

dann noch Hauberkstüchlein machte, wobei zehn Kronen aus meiner Tasche hüßlich in ihre Tasche gezauert wurden, da erbot sich die freundliche Witwe Högner, als Friedensengel ins Dorf zu schweben. Die Bauern sollten ihre Knüppel für andere Zwecke aufpäuen, und ich wollte dafür eine glanzvolle Geschichte über das Dorf schreiben, sozusagen eine Geschichte mit Hochklang.

Dagegen ließe sich nichts einwenden, hatten die Bauern mir sagen lassen, und schon am nächsten Tag ging ich schnurstracks in die

Doerfschenke, ließ mir einen Akkord einsehen, und kein Knüppel kam zum Vorschein. Aber wie erst die Bauern es mit der Versöhnung offenbar meinten, das zeigte eine Einladung, die mir der Dorfvorsteher höchstpersönlich überbrachte: in der nächsten Woche, sagte der Dorfsteher, würde eine große Hochzeit im Dorf stattfinden, und ich warte hiermit als Ehrengast geladen, und es wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn ich meine Frau mitbringen würde.

„Natürlich müssen wie hingehen!“ sagte Petra bestimmt. „Erstens wegen der Versöh-



Bühnenbild

Doris Nether

Kleine Geschichten von großen Leuten

Brahms war ein ausgesprochenes Feind lebender Gefschwägers. Einst wurde er von einer Dame gefragt: „Meister, wie stellen Sie es nur an, so tiefenspendende Musik in Noten zu setzen?“ — „Nun“, entgegnete Brahms, „dies ist sehr einfach und richtet sich bloß — nach den Noten der Betagten!“

Fürst Czterhago suchte einmal eine Gewerkschaft für seine Kinder. Jede Gewerkschaft hatte ihr Bildnis beizulegen. In einem Ofset fand er nun die Photographie eines älteren, beleibten Herrn und als er neugierig das Gesicht las, stand darin: „Da ich leider kein eigenes Bild besitze, erlaube ich mir in der Beilage jenes meines Onkels zu senden, dem ich sehr ähnlich sehen soll. Hochachtungsvoll! N. N.“

Der Wiener Hofkapellmeister Hellmesberger pflegte täglich seine Zeitung immer in der gleichen Trajekt zu kaufen. Einmal aber hatte er seine Größtchen vergessen und auf seinen beglücklichen Hinweis erwiderte die Trajektantin, daß er ja auch am nächsten Tag zahlen könne. — „Wenn mich aber in der Nacht der Schlag trüfe?“ meinte Hellmesberger lächelnd. — „Oh“, erwiderte die Trajektantin, „dann wäre ja der Schaden nicht so groß!“

F. H.



Bauer

Johann Mutter

nung, und zweitens ist eine Bauernhochzeit sicher etwas sehr Schönes.“

Ja, das konnte man wohl sagen: etwas ganz großartig Schönes war eine Bauernhochzeit, verteuert auch, das konnte man wohl sagen! Der Tisch war so vollbeladen, daß man furchtbar schnell zwischen all den guten Sachen aufkämmen mußte, sonst wäre der Tisch womöglich zusammengebrochen. Wie räumten mächtig auf, aber die Hochzeiter ließen immer neue Sachen auffahren, man mußte schon gehörig dazu trinken, sonst wäre gar nicht alles gerettet. Wahrscheinlich hatten die Bauern erwartet, ich würde eine Rede halten, aber wie kann einer eine Rede halten, wenn er das Maul voll hat und noch so viele leckere Sachen auf dem Tisch stehen, von denen man noch nicht gekostet hat.

Petra flüsterte mir zu, sie wäre nun bald am Plagen, aber es gab immer noch mehr. Schließlich, als der Metka aufgefahren wurde, lehnten wir uns wohligh zurück, und meine linke Nachbarrin kniffte mich vergnügt in die Seite.

„Hat's geschmeckt, Herr Humoresist?“ fragte sie.

„Ein Göttertrank!“ bestätigte ich höflich.

Mittlerweile hatte sich das junge Paar schon heimlich davongemacht und ich überlegte gerade, wie ich ebenso heimlich ein stilles Pläschen ergattern könnte, um ein wenig auszuruben, als der Dorfvorsteher mich beiseite nahm.

„Hören Sie, Herr Humoresist“, sagte er feierlich, „sie haben Sie eine angenehme Pflicht zu erfüllen. Nämlich es ist bei uns so Sitte, daß der Ehrengast —“

Petra war neugierig herbeigekommen, aber der Vorsteher redete trotzdem weiter.

„Nämlich der Ehrengast darf bei uns, einer uralten Sitte nach, die Braut ins Brautgemach geleiten und —“

Bei diesen Worten wurde Petra merklich unruhig, doch der Vorsteher ließ sich gar nicht stören.

— ins Brautgemach geleiten, und die erste Stunde muß er mit der Braut verbringen — in allen Ehren natürlich, Herr Humoresist, darum muß der Ehrengast auch stets verheiratet sein.“

„Soja, hm, na ja“ — mehr wußte ich im Augenblick nicht zu sagen, und dabei vermied ich es sorgfältig, Petra anzusehen. Aber schließlich: eine alte Sitte durfte man natürlich nicht so ohne weiteres verwerfen, das mußte

wohl überlegt sein. Außerdem war die Braut ein hübsches Mädchen, Teufel nochmal, ein verdammte hübsches Mädchen sogar!

„Nämlich, Herr Humorist, die Sache ist so“, erklärte der Dorfseher mit einem Seitenblick auf Petra. „Es soll nämlich auf diese Weise festzulegen die Standhaftigkeit der Braut noch einmal festlegen im Feuer der Geschäfte gepriest werden.“

Also, und das Geschick sollte also in diesem Fall ich sein — na ja, dagegen war ja eigentlich nichts einzuwenden. Und, nicht wahr, eine uralte Sitte ist schließlich —

Aber Petra wollte von der uralten Sitte offenbar noch mehr wissen: wie denn das so vor sich ginge im Brautgemach, wollte sie wissen.

„Im ja“, sagte der Dorfseher, „also das wäre eigentlich wohl — also nachher nähme Petra ja auch der Brautgäme den Platz ein, während der Eherogast ja nur in allen Ehren festlegen.“

„Was? Welchen Platz?“ fragte Petra beherzt.

Der Dorfseher fand diese Frage offenbar sehr lustig, während nie konnte ungemütlicher dabei wurde.

Lenbach als „Edelmann“

Franz Ritter von Lenbach hatte mit seinem weltbüßischen „Modell“, dem Fürsten Bismarck, auch den Charakterzug gemein, daß ihm nie das richtige Verständnis für höfische Dinge aufgehen wollte. Als ihm bei irgendeinem Anlasse der Verdienstorden der Bayerischen Krone verliehen worden war, mit welchem der „persönliche Adel“ und das glorifizierende Präfix „Ritter von“ verbunden gewesen ist, traf ihn einer seiner Freunde auf dem Wege zur „Allotria“ in der Bayersstraße. „Nun, Franz“, begrüßte er ihn, „wie fühlst du dich denn jetzt als Edelmann?“ — „Danke der Nachfrage“, entgegnete Lenbach mit einer Leidenschaft, „danke, jetzt geht's wieder einigermaßen. Aber die letzte Nacht als Bürgerlicher — Herrschaft, Sakra, mein Lieber, die war fürchterlich!“

Liebe Jugend

In die Buchhandlung einer Provinzialstadt kommt eine junge Dame und läßt sich Werke von Hermann Löns vorlegen. Darunter auch „Das zweite Gesicht“. Sie blättert eine Weile unschlüssig darin und wagt dann die schüchterne Frage: „Einschuldigen Sie, haben Sie auch noch — Das erste Gesicht“ von Löns?“

„In allen Ehen natürlich, liebe Frau!“ lachte der Dorfseher. „Meist schlafen die Ehrengäste sogar dabei ein, bis der Brautgäme sie dann weckt, wenn die Stunde herum ist und er gleich in das angewärmte Nest kriechen kann.“

Da war es vorbei mit Petra. Sie warf dem Dorfseher nur noch einen bösen Blick zu und drehte sich entschlossen um. Eine verdammte ungemütliche Lage — schließlich: uralte Sitte ist uralte Sitte, aber Frau ist Frau, da sollte sich nun einer zurechtfinden. In allen Ehren, das war ja sehr schön gesagt, aber es war wohl besser, ich sprach erst nochmal mit Petra darüber.

Der Dorfseher hatte wohl etwas Ähnliches vorausgesehen und flüsterte mir heimlich zu:

„In einer Viertelstunde im Nachbarhaus links, oben erster Stock, die Tür steht offen!“

Ich winkte ihm zu und ging Petra nach. Sie stand schon unten in der Haustür.

„Willst — du — — wirklich — — —“

Ach herzlich, nun weinte sie auch noch, das wurde ja immer ungemütlicher. Ich wollte noch etwas von uralter Sitte sagen, aber wie

mochte denn einer schluchzenden Frau etwas erzählen, das wäre ja furchtbar roh gewesen.

„Nur schnell jetzt weg!“ flüsterte ich ihr zu. Und wie stürzten zu unserem Wagen, sollte sich der Brautgäme in Decktuchnamen sein Nest allein amüßigen ...

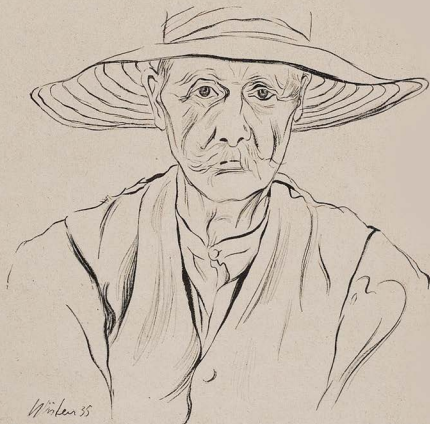
Petra schluchzte nicht mehr, sondern sie verlangte gebieterisch, wir müßten auf den Schreden erst noch in der Stadt einen Alkohol trinken. Die Gabel! Das tat sie natürlich nur mir zuliebe, damit ich für den entgangenen Spaß eine Entschädigung bekam.

„In der „Schwarzen Gans“ empfing uns der Wirt — vor einer Stunde, sagte er, wäre auch das Brautpaar aus dem Dorf gerade bei ihm abgestiegen.“

Vor einer Stunde? Hier in der „Schwarzen Gans“?? Das Brautpaar???

„Da siehst du's mal wieder, du Gockel!“ sagte Petra. „Anfahen wollten sie dich! Wer weiß, was sie mit dir aufgestellt hätten, wenn du auf den Blödsinn reingefallen wärest, du Gockel!“

Aber das war nicht schön von ihr, denn ich war doch standhaft geblieben wie ein Zinnboldat.



Rhönbauer

Heinz Kistler



Brotzeit

Anna Sinterhauf

Tu nichts dergleichen!

Tu nichts dergleichen!

Laß die Dinge ruh'n!

*Einmal wird alles Echte kühn sich trennen
von allem Trug und du wirst froh erkennen,
wie gut es war,*

dergleichen nichts zu tun!

Tu nichts dergleichen!

Gib dem Scharken vor!

*Laß ihn frohlocken und dabei vergessen,
daß er den Anspruch, den er nie besessen,
noch eh' er ihn erhoben —*

schon verlor!

Tu nichts dergleichen!

*Schau das Zünglein an,
das an der Waage pendelnd sich bewegt
und jene Hand, die in die Schale legt,
was keine andre dir entreißen kann!*

Tu nichts dergleichen!

Bleib dir selber treu!

*Und laß die ehernen Gesetze walten,
sie sind es, die vernichten, die gestalten
und unbeeirrbar sondern:*

Frucht von Spreu!

Arnold Weiß-Rüthel

Der Schermäuser und das Joggeli

Von Kurt Schmeltzer

Ganz unten im Dorf, wo es eigentlich schon zu Ende ist, steht noch ein einzelnes Haus. Ach Gott, man tut ihm eigentlich zu viel Ehre an, es richtig Haus zu nennen, ein Häutchen ist es, ein baufälliges Gerümpel, bloß noch zusammengehalten von dem Eifer und dem wilden Wein, der es von allen Seiten umspinnt. Fliederbüsche wuchern wild darum, und Fremde, die von ungefähr vorüberkommen, rufen rabelmäßig: „Ach, wie entzückend!“

Die Dorfleute sind anderer Meinung über Schermäuser Nippernagels Beaufassung; die bezichtigen sie verachtungswoll, wie ich es einmals tat, und wie Nippernagel selber darüber denkt, das sagt er nicht, denn er ist ein schweigsaamer Mann.

Wozu hätte Nippernagel auch viel sprechen sollen? Was es in dem Häutchen zu sagen gibt, sagt Anna Nippernagel, seine Frau, in vielfältigen Variationen, denn die ist mit einem geeigneten Redewort ausgestattet, und ihre Meinung über das Häutchen gleicht auf ein Haar der Leute aus dem Dorf. Und die Beantwortung dafür schickt sie ausschließlich auf ihren Mann ab, obgleich sie selber vielleicht besser verdient als er mit seiner Maulwurfs- und Hamsterfängerei. Denn sie pflegt tagaus, tagein mit einer Kippe und einem Senfelforb in die Stadt zu gehen und dort bößliche Zeugnisse wie Eier, Käse und Butter zu beschaffen. Und dazu braucht sie das geeignete Redewort.

Nippernagel hingegen braucht es nicht, bei seinem Tagewerk, mit dem er sich seinen Schnaps verdient, ist schweigen besser als reden. Denn zu den Hamstern und zu den Schermäusern muß man leise kommen, wenn man sie überfallen will.

Und Schnaps? — Schnaps macht nicht immer redselig, jedenfalls macht er Nippernagel nicht redselig; man kann fassen annehmen, daß er ihn hinst, den Redefluß seiner Frau zu unterbrechen. Denn zu Hause ist sie nicht so sanftmütig und klugfreundlich, wie sie sich den Stadt-frauen gegenüber gibt, zumal wenn sie bemerkt muß, daß Nippernagel wieder einmal seinen eigenen Verstand aus den Maulwurfs- und Hamsterfellen in Schnaps umgelegt hat. Dann wettert sie, daß das ganze baufällige Häutchen zu wackeln scheint und man es bis in das Dorf hinein hören kann. Nippernagel weiß dagegen nur ein Mittel: er schweigt und setzt die Schnapsflasche an den Mund.

So treibt ein Keil den andern, um es bildlich auszudrücken.

Von Joggeli ist zu sagen, daß er der Frau Nippernagel ganz gerne zuhört. Auch der ewige Brannweinwusel, in dem sich Nippernagel befindet, stört ihn kaum. Er bemerkt ihn vielleicht gar nicht, wenn er zuhört, wie der Schermäuser die kleinen, blutigen Kelle von seinem Handwagen packt, auf Abgaben spart und zum Trocknen an der Hauswand aufhängt, und selbst der fadliche Geruch, den die trocknenden Fellen ausströmen, gehört ihm ganz selbstverständlich zu dem Nippernagelischen Haushalt, den er gerne und oft besucht. Seine Eltern freilich wissen nichts von dieser Freundschaft, sie hätten sie auch wohl kaum gebilligt, dem Nippernagels Ruf im Dorf ist, was man nach den geschätzten Umständen unsicher verstehen wird, kein besonders guter. Joggeli begreift auch intuitiv, daß er von diesen seinen Verehrern zu Hause nichts erzählen darf, und so wohnt man ihn mit anderen Kindern spielend, während er mit Maulwurfsfellen hantiert oder Puß, dem Nippernagelischen Zirkhund, Wasser bringt oder auch der Frau Nippernagel Käse zuteilt, die sie, während sie Mundwerk in unaussprechlicher Bewegung ist, in ihrem Marktforb verläutet.

Es war ein schöner Sommermorgen, als Joggeli wieder einmal frisch und sauber, wie ihn seine Mutter entlassen hatte, ein Wurstbrot kauend, bei Nippernagel auftauchte. Frau Nippernagel war nicht daheim, denn sie hatte einen ihrer Stadtgäste angetreten, kloß Nippernagel torfelte um seinen Wagen herum, spumte Puß in sein düstiges, oft geflicktes Geschirr und packte Gallen zuteilt, die er den Maulwurfsfellen und den Hamstern in ihre Wöcher stecken wollte, um ihnen den Lebens-saden zu verzerren.

„Gleich Gott, Herr Nippernagel!“, sagte Joggeli höflich und stellte sich kauend neben den Wagen. Puß sah das Wurstbrot aufmerk-sam an

und leckte sich über die Schnauze. Joggeli verstand auch gleich, was er wollte, hing einen Schnaps ab, nahm ihn wieder aus dem Mund und warf ihn Puß in den gierig zuschnappenden Rachen.

„Der beachtet nichts!“, sagte Nippernagel, „der hat heute schon drei Schermäuse gefressen! Und nach einer Weile: „Willst du mich? Ich fahre ins Feld!“

„Ja!“ sagte Joggeli erfreut, denn ein solches Angebot hatte ihm der schweigsaame Nippernagel noch nie gemacht.

Der Schermäuser hob die Gallen in eine Ecke des Wagens, legte einen Eck auf das Bodenbrett und setzte Joggeli darauf. Dann griff er mit einer längst gewohnheitsmäßig gewordenen Bewegung in die innere Tasche seines speigigen Rockes, zog eine flache Flasche mit farb-loser Flüssigkeit heraus, entkorkte sie, schnalzte mit der Zunge, setzte sie an seine bläulichen Lippen und ließ einen Teil ihres Inhaltes hinunter-gluckern, machte behaglich brrrl, setzte den Stöpsel wieder auf, sah bedeutend den verminderten Inhalt der Flasche an, streifte sie endlich wieder sorgfältig in die Tasche und sagte dann: „Hüh Puß!“, worauf sich das Gefährt in Bewegung setzte.

Nippernagels baufälliges Häutchen liegt, wie gesagt, am Ende des Dorfes; sie konnten also ohne Verzug in die Felder einbiegen, anderseits ragte aus dem Wagen nur Joggelis blonder Haardopf hervor — beides ist wichtig, um nachher die Vergeßlichkeit der Euthetiken von Joggelis Eltern zu erklären.

An diese fatale Entwicklung dachte aber vorläufig Joggeli eben-so-wenig wie Nippernagel, der neben dem Wagen hertorkelte und schweig-sam in die Gegend starrte. Joggeli genoß mit vollen Zügen sojagars die Lust der Fahrt ins Freie. Er guckte vergnügt in den blauen Himmel, sah die gelben Ähren zu beiden Seiten des Wagens nicken und küßte freudig über das Radern und Holpern der Räder unter sich.

Das elterliche Wurstbrot war längst aufgegessen, als Nippernagel „Brr!“ sagte, worauf Puß stillstand und sich sofort behend niederlegte.

Joggeli stand auf, streckte seine steifgewordenen Beine und Nippernagel sah ihn erstaunt an. „Jasol!“ sagte er dann. „Du bist ja auch mit! Na, denn komm mal raus!“

Er hob ihn aus dem Wagen, wählte ein paar Gallen und ging in einer Ackerfurche entlang. Joggeli trabte hinterdrein. Links war ein endloses Kartoffelfeld, rechts eine Aagengebüsche, deren schwachen-halme Joggeli ins Gesicht schlugen. Plötzlich bückte sich Nippernagel, griff ansehnend in die Erde und zog einen Hamster hervor. Tot und schlief hing der kleine, braune Körper in seiner Hand; an dem dicken Kopf saß ein Blutestöpfchen und das schwarzweiße Ehemerl war mit Erdkrümchen vermischt.

„Der erste heute!“ sagte Nippernagel sachlich und steckte ihn in einen Beutel, den er über der Schulter trug. Die Striden weiter durch das Feld, und Nippernagel hatte sich immer wieder zu bücken. Hier schob er eine Kalle in einen Bau, dort holte er bald einen toten Maul-wurfs, bald einen toten Hamster heraus und steckte ihn in den Beutel, und es dauerte eine ganze Weile, bis sie wieder an dem Wagen standen, vor dem Puß geschlafen hatte und sich nun gähmend und rätzelnd erhob. Nippernagel warf den Beutel mit den toten Tieren auf die Gallen, packte Joggeli dazu und Puß mußte sich wieder in Bewegung setzen. Zwischendurch hatte Nippernagel noch often die flache Flasche mit den gewohnen Bewegungen gezogen und an den Mund gesteckt.

„Schnaps ist das beste auf der ganzen Welt“, erläuterte er einmal den Joggeli, der aufmerksam zuhörte.

„Ich habe auch Durst!“ sagte er. Aber zu seiner Betvunderung ließ ihn Nippernagel nicht aus der Flasche trinken.

„Für Kinder noch nicht“, antwortete er nur. „Kommen nachher an einen Bach, da kannst du trinken.“

Sie kamen wirklich an einen Bach, und Joggeli, der kein Gefäß zum Schöpfen und Leinken bei sich hatte, denn die Ausfahrt war für ihn ja ohne jede Vorbereitung erfolgt, blieb nichts übrig, als sich lang auf die Erde zu legen und den Mund in das klare Wasser zu tauchen. Puß

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waigerechten Sportfischer** gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2jähr. RM. 3.—, jähr. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60**



machte es ähnlich, nur Nippernagel hatte keinen Dursi, was nicht verwunderlich ist, denn die flache Flasche war inzwischen leer geworden. Es ergab sich dann, daß er noch mit einer ähnlichen Leertrefenflasche ausgerüstet war, deren Inhalt eine gelbliche Farbe hatte.

„Der weisse ist besser“, erklärte er mißbilligend, als er sie zum ersten Male an den Mund geführt hatte, aber der gelbe ist billiger. — „Lies Holst!“ sagte er dann zu Joggeli. „Da in den Büschen! Aber trotzdem!“

Joggeli kochte gehorcht heim und brachte auch bald einen ganzen Arm voll dünnen Gestüpp. Nippernagel hatte inzwischen aus der Hofentscheide ein Messer gezogen und sich an das Abbalgen der gefangenen Tiere gemacht. Es ging ihm schnell und sicher von der Hand. Die Abgabeln, die er zum Aufspinnen der Fellehen gebrauchte, schnitt er sich aus dem Busch, und die abgebalgten Kadaver warf er in einen Topf, der davor unter dem Wagen gesteckt hatte. Puz und Joggeli sahen gespannt zu, wie das vor sich ging, bis der schwefelartige Nippernagel endlich zu Joggeli sagte: „Buddel in paar Kartoffeln aus!“

Am Rande der Wiese, durch die der Bach floß, fing wieder ein Kartoffelfeld an; Joggeli zog einige Stauden heraus und brachte fünf eine Mütze voll feischer, glänzender Knollen.

Nippernagel hatte inzwischen alle Maulwürfe und Hamster abgebaldet und die aufgespannten Fellehen an die Schattenseite des Wagens gesteckt. Die nackten Maulwürfe durfte Puz fressen, die Hamsterchen aber wusch Nippernagel im Bach, tat Wasser in den Topf, die Hamster dazu, kochte geknickt mit ein paar Fellehen eine Feuerstelle, setzte den Topf darauf, machte aus Joggelis gesammeltem Holz ein Feuer darunter und schälte dann mit dem blutigen Messer die Kartoffeln, wusch beides im fließenden Wasser und tat dann die Kartoffeln zu der Hamsteruppe. Salz hatte er in einen Schächtelchen in der Tasche; er schüttete etwas davon in das schon brodelnde Wasser und sagte endlich zu Joggeli:

„Nun pos auf, daß das Feuer immer gut brennt. Ich schlafe jetzt ein Stündchen. Ein wahrer Segen, daß man die Alte hier nicht quatschen hört.“ Er gähnte behaglich. „Wenn ich aufwache, können wir essen. Hamster schmecken besser als Maulwürfe. Die fressen nämlich zu viel Ungezief.“ Er gähnte wieder und schloß die Augen.

Joggeli war restlos begeistert von diesem Bienenleben im Busch. Zu Hause durfte er nie an das Feuer im Döner, und hier hatte er nun sogar die männliche Aufgabe, es gut im Gange zu halten! — Er starrte aufmerksam in das Gefähr, legte Zweig für Zweig auf, und war so vertieft in sein Werk, daß er den Feldhüter erst bemerkte, als der schon dicht hinter ihn stand und streng fragte: „Was tust du denn hier?“

Joggeli sprang auf und sah fassungslos in das schmerzhaftige Gesicht über ihn.

„Nippernagel hat doch keinen Jungen“, sagte jetzt der Schnaubart. „Ich bin doch auch nicht Nippernagels Junge“, antwortete Joggeli zögernd. „Ich bin doch bloß mal mitgefahren.“

„Ach so“, knurrte der Feldhüter. „Wer bist du denn also?“

Joggeli nannte seinen Namen.

„Ach so!“ machte der Feldhüter wieder. „Wissen denn das deine Eltern?“

„Ich glaube nicht“, sagte Joggeli verblüfft. Und mit einem Male fiel es ihm ein, daß seine Eltern mit seinen Untertanen wohl nicht ganz einverstanden sein könnten.

„Na, denn komm mal mit!“ sagte der Feldhüter streng.

„Ich soll doch aber auf das Feuer aufpassen, bis Herr Nippernagel aufwacht.“

Jetzt mußte der Feldhüter lachen.

„Das hat die Herr Nippernagel wohl aufgetragen?“ fragte er mit einer höhnischen Betonung auf dem „Herr“.

„Ja“, sagte Joggeli.

„Und dann willst du diese Schweinerei am Ende mitessen, he?“

Joggeli hatte sich das nicht anmerken gedacht und Hunger hatte er auch, denn ein Würstchen hält nicht ewig vor.

Er sah schon auf Nippernagel und bemerkte, daß er ihm zublinzelte, ohne sich irgendwie zu seiner Verteidigung bei dem Feldhüter veranlassen zu fühlen. Das machte ihn völlig fassungslos, so daß er ohne ein Wort der Erwiderung dem Feldhüter folgte, der sich seinerseits nicht weiter um Nippernagel kümmerte und mit Joggeli abzog.

Es war ein weiter und heißer Weg bis ins Dorf, der nicht gerade angenehmer wurde durch die angründlichen Redensarten, mit denen ihn der Feldhüter verzehrte. „Zaunersicht!“ und „Hintern verschlen!“ kamen darunter vor und mehr dazwischen.

Das ganze Dorf war in Aufregung, als die beiden anlangten, denn die Eltern Joggelis waren schwer besorgt über den Verbleib ihres Sprößlings und hatten nicht nachgesehen, mit vergeblichen Fragen und Herumlaufen Joggelis Aufenthalt auszuforschen.

Des Feldhüters Prophezeiung ging wortwörtlich in Erfüllung: Joggeli bekam den Hintern verschleht, daß es nur so rauchte, und seine Freundschaft zum Hause Nippernagel erlitt einen jähen Abbruch.

Abwehrend war er mehr erstaunt als getränkt über die Strenge der Exekution und mußte sich im stillen immer wieder wundern über das Aufbehren. Das man von der netten Fahrt mit Nippernagels Hundewagen machte. Alles oft noch gab es ihm einen Stich ins Herz, wenn er das klapprige Gefährt irgendwo aufstiegen sah und Puz den Kopf nach ihm umwandte oder Nippernagel ihm vertraulich zublinzelte.

Und als es dann einige Monate oder Jahre später im Dorfe hieß: „Nippernagel, die alte Schnapadrosel, hat sich aufgehängt!“ war Joggeli wohl der einzige, dem Nippernagels bitteres Ende ehlich zu Herzen ging.

Wenn er in späteren Jahren, als er längst nicht mehr das Joggeli war, zurückkam in das Heimatdorf, und wie er zu tun pflegte, auch einmal über den Kirchhof ging, vergaß er nie, den Winkel aufzusuchen, in dem die Elchhinder der andern begraben lagen. Freilich, des Scherenaüßers Grab konnte er unter dem wilden Gesträuch der Heckenrosen, die sich dort angesiedelt hatten, nie herausfinden.

Redaktionelle Notiz:

Wir weisen darauf hin, daß das Gedicht „Dämmerung“ in Nr. 21 der „Jugend“ nicht, wie irrtümlich angegeben, von Else Rühel ist, sondern von Heinz R.usch.

Das Porträt unseres verstorbenen Mitarbeiters Erich Wilke auf der letzten Seite derselben Nummer stammt von Prof. Ernst Liebermann-München.

Die Redaktion der „JUGEND“

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte
und in Ganzleinen gebundene
Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von **Fred Endrikat**
mit Buchschmuck von **Bold**

zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat, der einzigartige breitschultrige, der geistreiche und temperamentvolle Conférencier des deutschen literarischen Kabarets, hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahnwitz durchdrängten Liedgedichte in einem Wahnwitz vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Verhinderte Bigamie

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, war ein gar gestrenger Hausvater. Wehe dem, der gegen Ordnung und Sparsamkeit verstieß. — Ein witziges Wort jedoch zur rechten Zeit befähigte oft augenblicklich den gefährdeten Joren des Königs.

Eines Tages stellte Friedrich Wilhelm, welcher über alle Vorgänge der Schloßküche gewissenhaft Buch führte, fest, daß der Tischwein der königlichen Tafel allzu reichlich abnahm. Sein Verdacht fiel sofort auf den Diener Michael, dessen freischützliche Miene ihm schon seit geraumer Zeit aufgefallen war. Ohne Beweis wollte der König jedoch Michael nicht beschuldigen und so verstreute er sich eine halbe Stunde vor Beginn der Mittagstafel im Weinkeller. Seine Vermutung erwies sich als richtig, denn kaum hatte der Diener den Keller betreten, nahm er eine Flasche, enttorkte sie und sagte vergnügt: „Michael Durstig wünscht sich mit der hier anwesenden Fräulein Flasche aus Vernastel zu verheiraten. Da niemand Einspruch erhebt, wird die Ehe sogleich geschlossen.“ — er trank die Flasche aus, worauf sie bröckelte und verschwand.

Friedrich Wilhelm verbarg zunächst seinen Ärger und ließ den Diener erst am Abend rufen. „Hat er Lust, eine Hochzeit mitzumachen?“ — „Sehe gern, Majestät.“ — „Nun, so komm“, — der König ergriß seine Reitpeitsche. — „Der hier anwesende Michael Durstig wünscht die Ehe mit Fräulein Peitsche aus Berlin einzugehen. Da niemand Einspruch erhebt, kann die Ehe sofort geschlossen werden.“ Und er hob den Arm, um den Dief zu peitschen. Dieser aber sprang zur Seite: „Halt, Majestät, ich erhebe Einspruch!“ — „Was? Halunke!“ schrie Friedrich Wilhelm, „hat er nicht meinen Wein ausgetrunken?“ —

„Ja wohl, Majestät, deswegen eben erhebe ich Einspruch. Ich bin doch dabei bereits eine Ehe eingegangen und will keine Bigamie begehen!“

Die Antwort gefiel dem König — die Peitsche sank zu Boden — und schmunzelnd rief er: „Na! er sich — Elberjahn — aber den Wein holt hinfort ein andrer!“ —

Der Anteil

„Angeklagter, Sie haben also im Verein mit noch einigen Personen den Teugen ins Wasser geworfen! Welchen Anteil hatten Sie an der Sache?“

„Den linken Arm, Herr Richter!“

Das Gegenstück

Kunde: „Wird sich die Dame nicht an meiner etwas großen Nase stoßen?“

Heiratsvermittler: „Kann! Sie hat das Gegenstück dazu!“

Verdächtig

„Ich muß heimreisen! Zu Hause kommt irgend etwas nicht!“

„Woher willst du das wissen?“

„Mein Mann schreibt fast jeden Tag, daß dabei alles in bester Ordnung sei!“

Ein Talent

„Was wollen Sie Ihren Jungen denn einmal werden lassen?“

„Lehret!“

„So? Ist er denn so begabt?“

„Das nicht — aber er hat so eine Freude an den Seiten!“

Pferdehandel

„Das Pferd ist unter Brüdern fünfhundert Mark wert!“

„Ich bin aber gar nicht Ihr Bruder!“

Beim Arzt

„Mein Lieber, Sie sollten keine scharfen Sachen über die Lippen bringen!“

„Das geht nun leider nicht, Herr Doktor. Ich bin von Beruf Schwertschlucker!“

Rubey



„Siehst du, Mia, so studiert man das Liebesleben in der Natur.“

„Ja..., leider!“



*Die Kraft im Volk
liegt in seiner Gesundheit.*

WERDE MITGLIED DER NSV

Vor dem Richter

„Beschalt haben Sie eigentlich das Auto gestohlen, Angeklagter?“

„Aus Aufregung!“

Unglück

„Ist denn dem Wurmichler etwas passiert, weil man ihn gar nicht mehr sieht?“

„Ja, er hat vorige Woche gehiechelt!“

Die Duse

In einer Gesellschaft traf die alternde Duse einen bekannten Kritiker und äußerte sich ihm gegenüber über das rasche Hinschwinden von Jugend und Schönheit. — „Was wollen Sie denn?“ entgegnete dieser argwöhnisch, „man kann nicht immer bleiben, man muß!“ — „Doch!“ erwiderte die Duse mahnend, „man kann ein Flegel gewesen sein und es bleiben!“

Der unpünktliche Hindenburg

Als der Prinzregent Luitpold sein Jubiläum als Inhaber des Magdeburgischen Artillerie-Regimentes Nr. 4 feierte, hatte sich auf Befehl des Kaisers eine Abordnung des Regiments bei dem Regenten in München einzufinden und ihm die Glückwünsche des Truppenteiles darzubringen. Diese Abordnung wurde begleitet von den „direkten Vorgesetzten“, also vom Brigade- und Divisionskommandeur sowie vom kommandierenden General des 4. Armeekorps, und das war damals der General der Infanterie Freiherr von Benckendorff und von Hindenburg, der spätere Generalfeldmarschall.

Zu Ehren dieser Deputation fand in der Residenz Bankett statt, vor deren Beginn die Mitglieder der Abordnung vom Regenten empfangen werden sollten. Zur festgesetzten Stunde aber wartete der peinlichst auf Pünktlichkeit haltende hohe Herr vergeblich auf den „Dienst“, der ihn in den Audienzsaal und danach zum Bankett geleiten sollte. Angelegentlich ob solcher Ungehörigkeit ließ er den Oberhofmeister vor sich rufen und forderte Rechenschaft. Aufgeklärt erklärte der bestürzte Würdenträger, daß man ebenso bedauerlicher- wie unbegreiflicherweise noch länger werde warten müssen: einer der preussischen Herren Generale sei noch nicht zur

Stelle. Es hieß in der Depesche des Berliner Hofmarschallantes ausdrücklich, es würden die Herren von Benckendorff und von Hindenburg eintreffen. Erzengel von Benckendorff sei auch da, aber Herr von Hindenburg fehle noch. Zu allem Glück war einer der General-Adjutanten des Regenten in der Nähe, der mit den Militär-Personalen besser vertraut war und auf dessen Weisung hin einer der Generale, bedeckt von der Festtafel entfernt wurde.

Narvaez hat keine Feinde

Marschall Narvaez lag im Sterben. Der Reichswater kam und forderte ihn auf, seinen Feinden zu verzeihen...

„Nicht nötig, ich habe keine Feinde!“ hauchte Narvaez aus den Lippen, „sie sind schon alle erledigt.“

Seydlitz

General von Seydlitz kommandierte in der Schlacht bei Jorndorf den linken Flügel der Reiterei. Nachdem der erste Angriff vorüber war, blieb er stehen, um einen noch günstigeren Augenblick abzuwarten.

Auf dem rechten Flügel befand sich Friedrich der Große, der Seydlitz den Befehl gab, anzugreifen. „Denn“, so rief er dem Feldherren zu, „wenn die Sache nicht gut ausgeht, so haften Ihr mit Eurem Kopf.“ Doch Seydlitz erwiderte rasch: „Nach der Schlacht, Majestät, steht mein Kopf zu Eurer Majestät Verfügung. Aber während derselben brauche ich ihn selbst unter allen Umständen.“



David und Goliath

Julius Maçon

DIE FOTO-SEITE

Körperhafte Darstellung

Im Olympischen Jahre werden der Fotografie besondere Aufgaben gestellt. Nicht allein im Zusammenhang mit den vierzehn Tagen im August, wo in Berlin der Wettstreit der Nationen stattfindet, sondern während des ganzen Jahres als ein großes Thema, das der Sportfotografie dient. Die Aufgaben sind so mannigfaltig, daß es überflüssig wäre, wollten wir allein nur während der Dauer der Olympiade uns dem Sportbilde zuwenden; andererseits stehen uns so viele neue Möglichkeiten offen, daß eine prinzipielle Arbeit lohnt.

Über allen Rekorden und jeder Aktualität steht für uns als gestalterisch schaffenden Lichtbildner die Ästhetik. Uns interessiert weniger das Persönliche als gerade das Formale. Wir werden im Sportbild nach Ausgeglichenheit von Körperhaltung, Linienführung und Lichtwerten trachten.

Wie auch in der Malerei die Darstellung des menschlichen Körpers immer wieder zum Thema wird, so auch in der Fotografie. Gerade im Sportbild steht uns die Möglichkeit zu, den menschlichen Körper mit besonderer Ausdruckskraft zu geben. Eigentliches Motiv wird hier vitales Gebundensein an ein Ziel, und aus diesem Thema heraus erwachsen rhythmische Schönheit und freie Form.

Besonders bei leichtathletischen Spielen fällt es nicht schwer, dieses Thema zu vollendeter Darstellung zu bringen. Hier können wir ohne weiteres den einzelnen Menschen erfassen, wenn wir solche Sportarten darstellen, wo der Einzelne zur Geltung kommt, weniger aber ein gemeinsames Spiel Bedeutung hat. Wir werden darauf Wert legen müssen, daß der Mensch isoliert zur Abbildung



gelangt, um für sich als Einzelwesen, als Einzelkörper wirksam zu werden. Wir lösen ihn dazu aus seiner Umwelt heraus, deuten diese nur so weit an, wie sie unbedingt zum Bilde notwendig ist.

Für dieses gestalterische Moment geben unsere beiden Aufnahmen ein gutes Beispiel. Bei der Bogenschützin wurde auf alles verzichtet mit Ausnahme des Erdbodens, der durch das leichte und sonnige Gras angedeutet ist. Dieses Leichte und Lichte steht zugleich in bester Harmonie zum Charakter des dargestellten Sportes und zu den hellen Lichtern auf Körper und Bogen.

Bei der Aufnahme der Springerin konnte nahezu ganz auf den Erdboden verzichtet werden. Sie ist ja auch von ihm losgelöst, schwebt frei im Raum. Der Erdboden ist von dieser Idee aus bewußt unscharf erfalt; seine Anwesenheit weist darauf hin, daß dieses augenblicklich freie Schweben im Raume nicht ewig, sondern nur für eine kurze Zeit währt. Der leichte Himmel unterstützt bei diesem Bilde das Leichte des Sprunges. Ein Filter wäre mit Sicherheit unpassend gewesen, da hier schon der Himmel zu schwer und drückend käme.

Bei beiden Aufnahmen spielt die Herausarbeitung des Körperlichen die wesentliche Rolle. Der Mensch soll wirklich plastisch im Raume stehen, nicht aber flächenhaft, untrennbar mit dem Papier verbunden, erscheinen. Mittel zu dieser Darstellungsform ist die treffende Wahl der Beleuchtung. Wir finden bei unseren Aufnahmen strenges Seitenlicht, das notwendig am menschlichen Körper eine ausgedehnte Skala von Hell-Dunkel-Werten schafft und damit zugleich Plastik bringt. Die größten Helligkeiten aber auch Dunkelheiten sind zugleich auf dem Körper verteilt. Der Himmel nimmt eine Mittelstellung ein, indem er getönt zur Abbildung kommt. Damit drängt er sich nicht heraus, sondern umschließt das eigentlich Gemeinte, wodurch die plastische Darstellung weiter gefördert wird.

gl-4.



Reichsminister Dr. Goebbels

K. Bauer

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zwei-
farbigen Titelblätter der
„Jugend“ von Professor Karl
Bauer sind soeben als Einzel-
blätter auf Kunstdruckpapier
erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg.



Reichskanzler Adolf Hitler

K. Bauer



Ministerpräsident Göring

K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenburg

K. Bauer



Reichsstatthalter General Ritter v. Epp

K. Bauer



Albert Leo Schlageter

K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor
die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10



Reichsminister Darré

K. Bauer